

Schaden organisiert und auch die öffentliche Meinung gegen Italien aufgehet worden. Die Stadt ist in diesem Augenblick ruhig, italienische und österreichische Patrouillen binnensetzen mit Maschinen-gewehren in den Straßen. Die Depesche der „Tribuna“ schließt: Vor allem ist es dringend nötig, das Selbstbestehen der italienischen Kolonie in Albanien wieder zu beleben und die Entfernung einer holländischen Flottille zu verhindern, die sich häufig in italienische Gewässer, Benutzung zu verlangen. Der italienische General, Herr von Sallusti habe seine Anwesenheit eine lange Unterredung mit dem Fürsten Wilhelm gehabt. Die „Tribuna“ sagt hinzu, in die Reihen der mit italienischen Gewehren bewaffneten albanischen Nationalgarde seien zahlreiche österreichische Unterthanen aufgenommen worden, aber kein einziger Italiener.

Ganz ähnlich lauten die Depeschen des „Giornale d'Italia“. Hiernach haben die holländischen Offiziere das italienische Element auf jede Weise zu provozieren und angulden und gegen die Interessen Italiens zu arbeiten, im Einverständnis mit Oesterreich, das insgeheim intrigiere. (1) Neben die Beteiligung Oesterreichs an den letzten Vorgängen besteht kein Zweifel. Die gegenwärtige Lage werde einzig und allein von der österreichisch-holländischen Partei und unter der holländischen Führung des italienischen Einflusses geregelt mit dem offensibaren Zweck, eine bewaffnete Intervention zum alleinigen Vortheile Oesterreichs vorzubereiten. Die italienische Kolonie verlange die sofortige Entfernung der österreichischen Offiziere (1) und der in die Verteidigungslinien geschickten Soldaten, um Oesterreich einen eventuellen Vorwand zu einer Intervention zu nehmen. Im Uebrigen herrsche eine österreichisch-französische Bewegung, die von den nach Reich und Ehre listenden Nationalisten geführt werde. Die Mehrheit der Albaner wolle jedoch von dieser Bewegung nichts wissen. Es sei nötig, daß Italien sein Prestige in Albanien mit aller Energie zur Geltung bringe. Das „Giornale d'Italia“ beschuldigt ebenfalls ein Interventum mit Hilfe Frankreichs, er habe seinen Agenten dem Vertreter Italiens übergeben, weil er großes Vertrauen in dessen Mittelkraft hegte und wußte, daß im Falle Italiens kein Risiko sicher sei. Ein Telegramm desselben Inhaltes wies den englischen Oberst Phillips, dem Kommandanten des internationalen Detachements, und dem holländischen Major Krenon, einem der Organisatoren der albanischen Gendarmerie, die ein Konflikt ausgebrochen. Endlich (streift etwas post festum) entzündet sich das „Giornale d'Italia“, in seiner letzten Abendausgabe abzuwiegeln. Die öffentliche Meinung möge sich nicht allzu sehr aufregen, nicht vornehm urtheilen (späte Einsicht) und die Erklärung des Reichthandes abwarten. Immerhin ist es angelegentlich der Gefahr des Religions- und Bürgerkrieges, der namentlich durch Uebersehr der katholischen Albanerlande drohe, dringend geboten, daß Italien die Zusammenkunft des neuen albanischen Ministeriums und dessen Politik streng überwache.

Der Abgeordnete Torre schreibt im „Corriere della Sera“: „Die Ereignisse, die sich in Albanien abspielen und vielleicht noch abspielen werden, erfüllen uns mit Beforgnis. Will Oesterreich wirklich eine unabhängige, freie Albanien? Italien will dies ohne Hintergedanken, das ist ganz sicher. Daran zu zweifeln, ist unmöglich. Ein solcher Zweifel kann auch nicht unser Land betreffen, sondern eventuell ganz andere Leute.“

Maland, 22. Mai.

Die italienischen Blätter zufolge erhielt das Marineministerium in Venedig Befehl, ein Torpedobootgeschwader nach Albanien zu entsenden. Ferner gingen von Genua, wo sie zur Eröffnung der Marineausstellung eingetroffen waren, die Torpedojäger „Garibaldi“, „Lanciere“ und „Beragliere“ nach Albanien ab.

Die Bewaffnung der Uffereegner.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 22. Mai.

Erneute Unruhen werden aus Dublin gemeldet. Dort hat gestern die Zollbehörde Gewehre und Bajonette, die für die Nationalisten bestimmt sind, beschlagnahmt. Sir Edward Carson legte dazu in einer Londoner Versammlung ironisch, er sei sehr froh, daß die irischen Nationalisten sich jetzt auch bewaffnen und üben; so hätten sie endlich Befehl zu tun, als ihren Nachbarn niederzujagen, zu boykottieren, ihnen das Vieh abzuteiben oder zu verwunden.

Die Bill eines Adelsproffen gegen den Adel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 22. Mai.

Im Unterhaus wurde eine Bill zur Abschaffung aller Adelsprivilegien eingebracht. Sie war besonders interessant wegen der Person des Eingebenden. Mister Ponsonby ist ein Enkel

Eigenmächtig.

Von [Stachend verboten.]

Hermann Bahr.

Es regnete, als ich zur Bahn kam, um nach der schönen alten Stadt Burghausen an der Salzach zu fahren. Da stand, von Wahnwärdern, Schaffnern und Trägern neugierig umringt, ein aufgeregter Franzose, zornig lachend, und sprach mir immer noch lauter, je weniger sie davon verstanden. Der Salzburger Bahnhof hat eine österreichische und eine bayerische Seite. Mein Franzose war mit seiner Frau auf der österreichischen angekommen, um mit dem nächsten, aus Triest erwarteten Zug nach München weiter zu fahren. Sie war während er sich ins Postamt begab, im direkten Wagen sitzen geblieben, der inzwischen auf das bayerische Gleis übergeführt worden war, um hier dann an den Triester Zug angeschlossen zu werden. Am hatte der Franzose seine Koffer bepackt und wollte wieder zu seiner Frau. Man ließ ihn aber nicht auf den Perron, den der Wärter erst fünfzehn Minuten vor Abgang des Zuges öffnen darf. Das verbot den beherrschenden tiernen Mann, und er fing aus Selbstbestrafung zu schimpfen an. Er hätte ihm nichts geschossen, auch wenn man ihn verstanden hätte, denn es ist verboten. Endlich ging ihm der Atem aus, und er gab klein bei, tief seine Frau winkend an und wollte, daß sie aussteige und zu ihm komme. Sie stieg aus und kam geflohen her, aber man ließ sie nicht durch, denn das ist auch wieder verboten. Als er allmählich durch Gebärden von bayerischer Beullichkeit davon beständig worden war, geriet er von neuem in Ärger Zorn und begann, auf und ab zupfeifen, bis er durch das schandliche Verbot von ihm gerufen wurde hin einen furchterlich heulenden Besotung zu halten, voll Verwünschungen gegen Deutschland.

Welches Land, sagte er, welches Land, in dem alles verboten ist! Man will nicht, es ist verboten! Man will einsteigen, es ist verboten! Man geht links, es ist verboten! Man geht bei der nächsten Bahn rechts, es ist verboten! Welches Land? Ja, was ist denn eigentlich hier erlaubt?

Der Wächter, Schaffner und Träger sahen ihn betrunnen an, sie verstanden kein Wort. Er meinte doch er schreud auf sie machte, das gab ihm neuen Schmutz, und er schrie noch mehr: „Was ist in diesem Land eigentlich erlaubt, ihr Leute?“

Da trat ich auf ihn zu, nahm alle Kraft meines Wortes an und das beste Französisch, kessel ich mich im Augenblick entsinnen konnte,

des Karls Oreh, des großen liberalen Premier der dreißiger Jahre, und ein Sohn Sir A. Ponsonby, des Privatsekretär der Königin Vittoria war. Als Knabe war er Page der Königin und seine Erziehung war aristokratisch. Er verbrachte mehrere Jahre in diplomatischen und eskultiven Posten bei England, ist seit langem aber liberaler Abgeordneter. Die Bill, die er eine kleine bescheidene Bill nannte, will erstens allen Reichthümern das Recht ertheilen, sofort den Adel durch die Besteuerung abzuliegen, für sich und ihre Nachkommen, zweitens sollen mit dem Tod der jetzt lebenden Reichthümer alle Privilegien für immer erlöschen. Diese mittelalterliche Institution ist nicht mehr erwünscht für die Mittelschicht einer sich entwickelnden Nation im neunzehnten Jahrhundert. Herrington seien die meisten Titel gar nicht alt; über 300 aus Heinrich III. Zeit, aber 450 aus den letzten dreißig Jahren, „und wie wieweil“, fragte ein Anwalt aber den Reich, „und freiset sich 1808, seit die Liberalen regieren.“ „Aber nicht viele“, erwiderte der Redner lächelnd. Die Vorlage ist, obwohl sie kaum Aussicht hat, durchzugehen, symptomatisch höchst interessant. Sie ist nur möglich in dem Lande und zur Zeit Lord Georges, der sich ungenügend lebhaft Beifall gab.

Was verdienen unsere Werften am Kriegsstoffbau?

Als das Hottenbaufest der Churchills in der Budget-Kommission des Reichstages beraten wurde, verstand es die Marineverwaltung, unsere Abgeordneten überaus „treifige“ Gründe anzuführen für die Unmöglichkeit, den deutschen Großkampfschiffbau für ein Jahr zu stillen. Das es keinen Abgeordneten gelang, die Argumente zu widerlegen, — was recht einfach gewesen wäre — geht aus den Ausführungen des Kommissionsberichterstatters, Dr. Willeger, im Plenum hervor. Er lagte am 19. Februar:

„Die Kommission ist zu der Ansicht gelangt, daß die Frage der vertragsmäßigen Entsendung der Wärfungen auf Grund des Churchillsen Vorschlags einer Lösung nicht angeführt werden kann.“

Es wurden dann die Gründe, die angeblich dagegen sprechen, ausgeführt, wie zum Beispiel, deutsche Werften brauchen viel längere Zeit als englische, um ein Kriegsschiff zu bauen. Diese Gründe sind sämtlich nicht stichhaltig. Zum Beispiel ist Tatsache, daß deutsche Werften ebenso rasch bauen können wie englische. Das sie es nicht thun, hat lediglich seinen Grund in budgetären Rücksichten. Es besteht zwischen der Fertigstellung der englischen und der deutschen Großkampfschiffe eine Zeitdifferenz von wenigen Monaten. Der Abgeordnete fuhr fort:

„Eine Beschränkung, wie das Hottenbaufest, müßte auf unsern ganzen Werftbetrieb eine derartige Auswirkung ausüben, daß die Wiederanfangnahme der Arbeit auf lange Jahre hinaus fast ein Ding der Unmöglichkeit sein würde.“

Auch der bescheidene Saahverfänger wird ein herzhaftes Lachen nicht unterdrücken können! Wir haben sechs Privatwerften, die bisher im Großkampfschiffbau Beschäftigung fanden, nämlich Blohm u. Voß, Allinger-Gesellschaft Weser, Vulkanwerke, Germania, Howaldt und Schichau. Von diesen Werften kann durchschnittlich in jedem Jahr eine, höchstens zwei, darauf rechnen, einen Auftrag von der Kriegsmarine zu erhalten. Denn die kaiserlichen Werften müssen auch beschäftigt werden. In diesem Etatjahr werden zwei Großkampfschiffe auf Stapel gelegt. Wenn in einem Jahr — das Hottenbaufestjahr fast zunächst ja nur einmal stattfinden — eine unserer sechs Privatwerften kein e Auftrag erhält, dann wird also nach dem Worten des Budgetberichterstatters unser gesamer Werftbetrieb stillstehen und auf lange Jahre hinaus gelähmt werden!

Wie sieht es nun um den angeblichen Gewinn n, den die Werften durch die Beschäftigung für die Marine einbringen? Vulkan hat bereits erklärt, daß er an den Geschäften mit der deutschen Marine nichts verdienen. Es ist interessant, an der Hand einer Veröffentlichung der amtlichen „Marinerechnung“ (Wahlober) über Deutschlands Reederei und Schiffbau im Jahre 1913 festzustellen, daß die hauptwichtigsten Werften, die von der Marine Beschäftigung erhalten, ihre Dividenden einschränkten. Blohm u. Voß gab 1912 7 Prozent und 1913 4 Prozent Dividende, Weser gab 1912 4 und 1913 0 Prozent, und die Vulkanwerke gaben 1912 6 und 1913 0 Prozent. Man wird mit Bedauern von der wenig glänzenden Geschäftslage der Werften Kenntnis nehmen, und man wird hoffen, daß sich die Konjunktur bald wieder hebt. Aber daß dies nicht mit der Beschäftigung für die deutsche Marine zusammenhängt, sollte doch nachdrücklich klar werden. Und somit wird auch klar, wie unzutreffend die Ausführungen des

zusammen, und sprach so dennend, als ich vermag und mit einem gebieterischen Blick „Gert!“

„Nicht, mein Herr!“
Der Franzose drehte sich rasch nach mir um, er war auf Antwort nicht gefaßt gewesen, nun sah er mich an, mißtrauisch. Ich sah je abscheulich ganz ruppig aus, aber gar an diesen Tag: mein alter verächtlicher Hundstumpf trotz von Regen, ich trug einen unumgänglichen Berchtesgaden Hut und mochte wohl eher einem Hofstreich oder alten Müllidid gleichen. Er sah mich noch immer verunndert an und fragte mechanisch:

„Wie heißt, mein Herr?“ Ich verbeisterte mein Französisch möglichst hoch und wiederholte mit dem größten Ernst, dessen ich fähig bin, je geradezu streng:

„Nichts, mein Herr, ist erlaubt in diesem Land, merken Sie sich das!“

Er konnte sich offenbar mit mir gar nicht aus, auch erwiefen mir die Wahnwärdern, Schaffner und Träger Gehör, und mit der Unfähigkeit, die einen in fremden Ländern leicht befaßt, sah er mich suchend an und fragte mich dann plöflich, lächelnd:

„Und das Leben, mein Herr? Ist das Leben hier auch nicht erlaubt?“

Ich antwortete: „Quant à la vie, monsieur, il faut une permission speciale du gouvernement.“

Dann sagten wir beide und sind nach fünf Minuten Fremde gewesen. Er schüttelte mir alle seine Daulen aus. Es war ergeizvoll, sich silbernen zu hören, was er diese drei Wochen in Deutschland und Oesterreich alles ausgefallen. Und er hatte solches Mittel mit uns!

„Aber machen Sie's nur, daß Sie sich das alles überhaupt merken, was verboten ist!“

Es unterließ mich, und doch fing ich allmählich an, im Rücken angefaßt zu werden, er hatte mich, er legte nichts, was ich nicht selber schon im Tag hundemal gesagt! Nur sein tiefes Mitleid mit uns, — als wären wir nun wirklich in fünfzigsten Regende Wärdern, reizte mich. Er triffte mich damit, daß es in Frankreich vor der großen Revolution auch so gemein ist: nach und nach werden wir dann immer mehr kommen und unser wachen regime mit der Zeit auch überwinden lernen! Dies trug er mit der höchsten Bekürzung vor, die Franzosen gefällig ist, wenn sie fremde Wärdern beschern. Da wir aber noch immer nicht auf den Perron burkten und uns wie stäbter zusammenzudrängen mußten, war es im Augenblick schwer, ihn zu wider-

Budgetberichterstatters hinsichtlich der Wirkung des Hottenbaufestjahres auf unsern Werftbetrieb waren!

L. Perleau.

Deutschland.

Das Abgeordnetenhaus erlebte gestern nach dem Vergart, wozu Abg. Sue noch einmal in längerer Rede die Beschwerden der Bergarbeiter zusammenfaßte, den Handelsrat. Abg. Hoff betrat dazu die Wünsche der Gewerbetreibenden in Nordbairischen, denen Minister Schroder jedoch die kalte Schulter zeigte. Der weiteren Debatte wurde durch einen Schlußantrag ein jähes Ende bereitet! Auf eine sozialdemokratische Frage, daß man nicht genügend zu Werte komme, erwiderte der Präsident Graf Schwerin-Bardobe mit einer kleinen Statistik, wonach jeder Sozialdemokrat rund siebenmal soviel mehr als die übrigen Nationalisten. Zum Gluck der direkten Steuern beantragten die Nationalliberalen Wiederherstellung der Leichsteuereinkommenssteuer im Hauptamt. Wöhlgen dem fortgeführten Abg. Pfeiffer und dem Minister Henke gab es erst noch eine Anknüpfung über die Beurlaubung der Stadt Nordhausen. Dann wurden die Steuerminister, die zu einer gerechtere Beurlaubung dienen sollen, von den Konservern und dem allseitig befreundeten und „sozialen“ Zentrum ebnkästlich niedergestrichen. Heute will man mit dem Gluck aufwarten.

Die sozialdemokratische Stichwahlparole für Oberburg-Strudal ist nach dem „Deutschen Kurier“ am Samstagstages beschlossen worden. In der Begründung des Beschlusses heißt es:

„In Bremen hat der Minister des Innern eine schroffe Absicht, die Wahlrecht für die Sozialdemokraten herabzusetzen, durch die Parteien ihre Stimmen der bürgerlichen Gesellschaft zu ziehen. Wir Anknüpfung, das ist der Sinn der konservativen Politik. Im Reichstage wurden ferner sozialdemokratische Abgeordnete zu Unrecht verweigerlicher Handlungen bestraft. Das Reichstagswahlrecht ist den Konservern verweigert. Die Wahlkampfpolitik der Konservern ist eine ungeheuerliche. Die Sozialdemokraten wurden aus dem Reichstage durch konserverne Verfassungen, die Reichstagspolitik ist hier allein maßgebend gewesen. Die Sozialdemokraten werden ausnahmsweise behandelt, sie gelten als unfähige Elemente in der konservativen Gesellschaft. Unter der Führung von Herrn Mann der seit langem verhaftet, seine Partei in das konserverne Lager hineinzuwerfen, hat schon vor der Entscheidung 1906 einmütig Nationalliberalen in das konserverne Lager abgewandert, das die Partei der Arbeiter in seinen Wahlverhältnissen unteren freiwirtschaftlichen Bedingungen gegenüber. Erklärungen abgegeben, deren Inhalt uns genügt. Deshalb wird folgende Stichwahlparole ausgegeben: „Keine Stimme für Henke, jede Stimme für Wächter der Werte.“ Kein sozialdemokratischer Wähler darf einen Stimmzettel für Henke abgeben.“

Die Furcht des nationalliberalen Klattes vor den Konservern ist aber doch so groß, daß es die Annahme des Scheiterns sozialdemokratischer Stichwahlparole mit folgender Bewahrung glaubt beschönigen zu müssen: „In dieser Parole wird also, was gegenüber der unwahrscheinlichen konservernen Kampferweise nicht statfagen u hervorgehoben werden kann, klipp und klar festgestellt, daß man von dem liberalen Kandidaten keine Stichwahlparole in Aussicht genommen hat, sondern daß die Sozialdemokratie auch der gegenwärtigen Wahlen ungeheuer heranzu und aus der Zukunft liberalen Politiker zu tun hat, auf der Uebereinstimmung gelangt ist, ihren Hängern zu empfehlen, Mann für Mann für diesen einzutreten, um den Konservern ein Fall zu bringen und damit dieser reaktionären Partei für ihren wüsten Terrorismus den gebührenden Dentschel zu verabreichen.“

Der Reichsregierung scheint die Rolle, die sie bei der Behandlung der Reichsregierung gespielt hat, selbst nicht sehr erhebdend vorzukommen. Manigfaltig fällt sie das Bedürfnis, ihr Verhalten nachträglich noch einmal zu rechtfertigen. In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ heißt es: „Die Scherben ihres unglücklichen Genüres aneinander zu klagen: „So hat es gesehen!“ Nachdem sie dann die wenig verständliche Haltung des Reichstages kritisiert hat, fährt sie fort:

„Nach dem Scheitern der Vorlage hat die sozialdemokratische Partei für eine einzelne Beamtenklasse eine Beschäftigung erzwingen versucht, indem sie diese in Form einer Zulage in die Stat einzufließen beantragte. Einzelne Beamten haben alle wichtigen Parteien diesen Antrag abgelehnt und dadurch einen Konflikt mit der Regierung vermieden. Aus der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung zwischen Bundesrat und Reichstag“

legen. Und wie bringt man das überhaupt einem Fremden bei, der keine Barbaren sind, sondern uns gemeinlich nur zu behände lassen? Es war ein Glück, daß wir endlich doch einsteigen durften. Diese Nacht schloß ich in der urlichen bayerischen Stadt Burghausen. Es ist das hier, zwischen Salzach und Inn, vielleicht die merkwürdigste Winkel Deutschlands. Nordisches und südliches Weidgeraten da so heilig aneinander, daß jedes, im Westteil, sich die stärkere äußert als dasheim, wo es sich sicher weiß. In diesen Ort Burghausen, Kitzingen, Wählberg, glaubt man oft auf einmal Babua, ja gar in Toledo zu sein, aber um die nächste Ecke ist man Süddeutsch. Gassen stuh da mit phantastisch knüdelnden Häuser wie bei Reinhardt in „Was Ihr wollt“, aber auf dem Berge ragt die deutsche Burg, von diesem Sölder konnte Gisa nach der legendären Ortrad spähen.

Es ist am nächsten Tag, um wieder heim zu fahren, zur Bahn kam, Hand der kleine Zug schon bereit, die Wagen voll wippen. Ich schranke vor offen, kein Wärter da. Ich trat ein und ging auf den Zug zu. Da kam ich in hellem Horn der Wärter entgegen, der mich in den Augenblick an Aug mit Bekannten unterhalten hatte. Er schrie mich heilig an:

„Ja, wie dürfen denn Sie, wie dürfen denn Sie, wie dürfen denn Sie! In seiner Zeit brachte er noch immer nicht mehr heraus als nur immer wieder: „Ja, wie dürfen denn Sie!“

Und er wurde jedesmal noch rüder vor gerechtem Zorn, und knüdelnd schimpfend. Ich antwortete sanft, mit einem Blick auf den vollen Zug:

„Ich dachte, man kann schon einsteigen!“
„Man kann auch schon einsteigen!“ schrie er, ganz verunsichert. „Ich hielt ihm meine Karte hin und sagte verunndert, aber um mehr, als ich ihm der Demut vor der Dürstigkeit immerhin noch vertragen.“

„Ha alle!“
Er hatte sich inzwischen von seiner Enttäufung so weit erholt, er wich mit der ganzen Macht bayerischer Beschamtheit anknüdelnd los:

„Natürlich können's einsteigen, schon lang, aber doch nicht, es doch nicht, doch nicht — eigenmächtig!“

„Eigenschaft meine Karte und wiederholte, nicht!“

Ich schloß zum Zug und hörte, während mich alle Wärdern in den Blicken anblickten, ihn noch lange hinter mir her grollen: „Eigenschaft!“

